

Christiane Lahusen, Christoph Marksches (Hg.)

Zitat, Paraphrase, Plagiat

Wissenschaft zwischen guter Praxis und Fehlverhalten

Christiane Lahusen, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und koordiniert dort die interdisziplinäre Arbeitsgruppe »Zitat und Paraphrase«.

Christoph Marksches ist Professor für Kirchengeschichte, war von 2006 bis 2010 Präsident der Humboldt Universität zu Berlin und ist seit 2011 Vizepräsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Campus Verlag
Frankfurt/New York

thias Kappes, Berlin, 24.10.1905, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz [unpag. Vorsatzblatt mit dem Urteil + 10 S.], I. HA Rep. 90 Annex F Nr. 1270 Bl. 37–42.

Soreth, Marion, *Kritische Untersuchung von Elisabeth Strökers Dissertation über Zahl und Raum nebst einem Anhang zu ihrer Habilitationsschrift*, Köln 1990.

Steinhau, Henry, »Tief uneinige Weltgesellschaft: Forscher untersuchen Ethik des Kopierens« [Interview mit Eberhard Ortland], Veröffentlichungsdatum: 13.02.2015, <http://rights.info/artikel/tief-uneinige-weltgesellschaft-forscher-untersuchen-ethik-des-kopierens/24939>.

Ströker, Elisabeth, *Zahl und Raum. Wissenschaftstheoretische Studien über zwei fundamentale Kategorien der mathematischen Naturwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der Ontologie Nicolai Hartmanns*, Diss. phil. (masch.), Bonn 1953.

Willmann, Otto, *Philosophische Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium*, Teil I: *Logik*, Freiburg i. Br. 1901.

Paraphrasen und andere Formen des wissenschaftlichen *fading*: Sieben Szenen aus der *scientific community*

Jürgen Trabant

1. Paraphrase oder *fade-out* des Autors

Zunächst freut man sich: Der Kollege und Freund B hat ein Buch von mir (A) gelesen und stellt es nun ausführlich in seinem eigenen Buch dar, er legt es einem ganzen Kapitel seines Buches zugrunde. Offen und begeistert nennt er im Text meinen Namen an prominenter Stelle und paraphrasiert dann treu mein Buch und zitiert sogar vieles wörtlich. Alles bestens, alles in Ordnung. Dankbarkeit über so viel Anerkennung ist das beherrschende Gefühl.

Allerdings beschleicht mich (A) nach der Lektüre doch ein bisschen das Gefühl, dass am Ende des Kapitels von B einigermaßen in Vergessenheit geraten ist, von wem der Inhalt des Kapitels eigentlich stammt. Spätestens aber, wenn ich dann bei einem Dritten C lese, dass B in seinem letzten Buch Folgendes geschrieben habe, und dann ein Zitat folgt, das dem von mir geschriebenen Ur-Text sehr ähnlich ist, verfliegt meine Freude über die wunderbare Verbreitung meiner Erkenntnisse durch B. Die Paraphrase hat das Eigentum oder die Erfindung von A in das Eigentum von B verwandelt. Dafür kann B natürlich nichts, er hat A ja getreu zitiert und paraphrasiert. C aber hat die Fußnote oder den Hinweis auf die Arbeit von A übersehen oder hält sie für nicht so wichtig. Und in der Tat stammt ja auch der von ihm zitierte Text durchaus von B. C handelt also wissenschaftlich völlig korrekt.

Die Paraphrase enteignet. Die Autorschaft von A gleitet hinüber in die Leih-Autorschaft von B, den C dann für den Autor hält. *Fade-out* von A! Das macht A natürlich nicht glücklich. Aber A kann das dem Freund B nicht sagen, er kann nicht mit B streiten. B hat ja alles richtig gemacht, er hat ja sogar As Ansehen gemehrt durch die ehrenhafte Paraphrase, die zahlreichen Zitate und Fußnoten. Oder hätte B noch deutlicher auf meine Autorschaft hinweisen müssen, immer wieder sagen müssen: »wie A darlegt«,

noch mehr zitieren müssen? Nein, sein auf meinem Buch fußendes Kapitel paraphrasiert fair. Es ist einfach das Paraphrasieren als solches, das prinzipiell das *fade-out* von A generiert. Die Paraphrase kann nichts gegen den Eindruck tun, B sei der Autor. Sie ist ja auch von B, wenn auch kein einziger Gedanke von ihm ist.

2. *Fading* in fremden Sprachen

Die Quelle A versinkt noch schneller im Dunkel beim Übergang in andere Sprachen. Ich vermute einmal, dass die paraphrasierende Übersetzung sogar die häufigste Form des wissenschaftlichen *Fadings* ist. Auch der gute Freund D, der auf demselben Gebiet wie ich in seinem Land arbeitet, paraphrasiert in einem Buch über den gemeinsamen Gegenstand Arbeiten von mir, mit der Angabe der Quelle, und er zitiert auch ganze Passagen, die er in seine Sprache übersetzt. Der Effekt ist derselbe wie im ersten Fall: Die Leserin E von D hält D für den Autor, nicht A. A entschwindet, *fade-out*!

Im Eifer des Gefechts und im Gefühl gemeinsamen Philosophierens vergisst der Freund D im Verlauf seiner Arbeit außerdem auch manchmal, die Quelle anzugeben. Verblüfft lese ich dann in der fremden Sprache ganze Gedankengänge, die ich gut kenne, weil sie von mir stammen. Ich habe diese Passagen natürlich auf Deutsch geschrieben. Keine Plagiat-Suchmaschine würde hier je etwas finden. Die andere Sprache verwischt gänzlich alle Hinweise auf meinen Text. Die Quelle ist einfach verschwunden.

Weil mir das nicht so gut gefällt, weise ich D darauf hin, dass hier und da nun doch ein weiterer Hinweis auf meine Arbeit angemessen gewesen wäre. Das hätte ich lieber nicht tun sollen. D ist nun nämlich tief beleidigt, weil er mich doch zitiert hat. In der Tat hat er das, aber er hat daneben auch seitenweise Gedanken von mir ohne Hinweis auf meine Autorschaft übernommen und in seiner Sprache versteckt. Gut, in der Aufnahme-Kultur ist das Verhältnis zum Zitieren und zur Angabe von Quellen ein anderes. Man ist bedeutend großzügiger. Diese kulturelle Differenz hat D wahrscheinlich besonders wütend gemacht: D fühlt sich unschuldig von mir beschuldigt – oder doch ertappt angesichts der etwas strengeren Sitten in unserer Kultur, die er ja durchaus kennt. Ich jedenfalls fühlte mich meiner Autorschaft be-

raubt. Aber das hätte ich besser für mich behalten. Die Freundschaft ist nun nämlich auf beiden Seiten erkaltet.

Das Buch von D ist dann aus der fremden Sprache ins Deutsche übersetzt worden. Ich habe gar nicht erst nachgesehen, wie es dort mit den Verweisen auf meine Texte steht und ob die Rück-Übersetzung gar meinen Originaltext wiederherstellt. Das ist zwar eine beliebte Übung in Übersetzungsseminaren, aber ich will es gar nicht wissen.

Auch hier gilt: Man kann nichts dagegen tun. Ich könnte einen Artikel schreiben, in dem ich zeige, was alles in der Arbeit von D von mir stammt. Aber niemand will so etwas lesen. Nichts ist langweiliger, als Parallelstellen zu vergleichen, gar noch in verschiedenen Sprachen. Und was will ich denn mit einem solchen Artikel beweisen? Dass D ein Schurke ist? Das ist er ja überhaupt nicht, sondern ein zu Recht anerkannter Wissenschaftler. Er hat nur eben hier einmal ordentlich zugelangt, vielleicht hat er es auch tatsächlich nicht einmal gemerkt. Der Sache hat's genützt, die Wissenschaft ist – sogar international – weitergekommen. Also: Hab dich nicht so! Halte es einfach aus und die Klappe. Hier gilt die *omertà* der *scientific community*.

3. *Fading* in fremden Ländern

Die andere Sprache und das andere Land sind überhaupt beliebte Verstecke für fremde Texte. Als junger Mann hatte ich einmal die Ehre, vor einer ziemlich prominenten Gruppe von Wissenschaftlern ein Referat auf Französisch halten zu dürfen. Ich hatte mir große Mühe gegeben, der Vortrag war ziemlich gut. Der Text wurde auf dem Workshop dann in Kopien verteilt. Eine Publikation der Referate war nicht vorgesehen (außerdem dachten wir Jungen ja damals auch gar nicht, dass irgendjemand so etwas publizieren würde). Ein sehr berühmter französischer Philosoph F, der mir auf diesem Workshop in großer Herzlichkeit begegnet war, hat dann einige Jahre nach unserer Begegnung zu meiner großen Überraschung einige Passagen aus meinem französischen Referat ohne Angabe der Quelle in einen eigenen Text übernommen. Da mein Artikel nicht veröffentlicht worden war, wäre es schwer gewesen, gegen diese freundliche Übernahme zu protestieren. Ja, sie machte es sogar völlig unmöglich, meinen Vortrag dann noch zu publizieren, weil dann jeder mich für den Plagiator gehalten hätte. Der Text war ja sichtbar von F, dem großen Philosophen.

Wieder ist es so: Du kannst nichts machen. Sei doch froh, dass du nun Teil eines großen philosophischen Werkes geworden bist und halte den Mund. Mein eigenes Kleinwerk hat niemals das Licht der gedruckten Welt erblickt. Wenn es überhaupt noch existiert, verrottet es in meinem Keller in einer Kiste mit alten Papieren. Es müsste sich allerdings auch im Nachlass des großen Philosophen finden.

4. Verschiebung

In einem Buch, das den französischen Autor G zur nationalen Berühmtheit machte, sind mir bei der Lektüre bestimmte Seiten bekannt vorgekommen. Zum Glück waren die nicht von mir. Ich hatte das aber schon einmal genau so bei einem Kollegen H auf Deutsch gelesen. Ich konnte gar nicht fassen (ich war noch ziemlich jung), dass keine Fußnote auf die Quelle hinwies. Es war eindeutig eine übersetzende Paraphrase eines Textes von H und eben in der anderen Sprache versteckt. Anscheinend hat dann aber das Unbewusste des Versteckers doch zugeschlagen: Viele Seiten weiter in diesem Buch wird dann der deutsche Autor doch noch zitiert, allerdings mit einem ganz anderen und eigentlich ganz unwichtigen Text. Ein klassisches Beispiel von Verschiebung. Die Unterdrückung der Quelle erzeugt anscheinend ein unbewusstes Schuldgefühl, das dadurch entlastet wird, dass der Schuldige das Unterdrückte an anderer Stelle enthüllt, sozusagen metonymisch verschoben.

Solche Verschiebungen und Verwischungen der Fährten sind interessante Phänomene der Textproduktion, die auf unklare Verhältnisse zwischen Autoren hinweisen. So hat sich Hegel beispielsweise in der Begegnung mit Wilhelm von Humboldt merkwürdig verhalten, das Verhältnis war irgendwie verquer: Die Humboldts hatten einmal überlegt, ob sie den Magister Hegel zum Hauslehrer ihrer Kinder berufen sollten. Dazu ist es nicht gekommen, später ist Hegel nach Berlin berufen worden, wo er mit Humboldt Umgang hatte. Humboldt war ein großer Herr, mit dem Hegel es sich offensichtlich nicht verderben wollte, auch wenn er nicht mit ihm übereinstimmte. So teilt Hegel in einer ausführlichen Rezension eines Aufsatzes von Humboldt dessen Liebe zum indischen Denken überhaupt nicht, das er vehement als »tädiös« kritisiert. Er übertreibt dann aber die Achtungsbezeugung, wenn er Humboldt den »höchstverehrten Herrn Verfasser« nennt.

Hegel zitiert in der Enzyklopädie Humboldts Aufsatz über den Dualis. Allerdings kommt der angeführte Gedanke Humboldts nicht in diesem Aufsatz vor, sondern in einem anderen, den Hegel nicht zitiert. Ein paar Seiten weiter paraphrasiert Hegel dann einigermaßen ausführlich einen ganzen Gedankengang aus Humboldts Aufsatz über die Buchstabenschrift, hier gibt er aber keine Quelle an. Humboldt ist also da, aber die Fährten zu ihm sind verwischt. Humboldt wird offensichtlich nicht verschoben, weil Hegel seine Humboldt'schen Quellen verbergen wollte. Die Verwischung der Humboldt'schen Vaterschaft entspricht wohl eher einer komplizierten Beziehung Hegels zu Vater Humboldt.

5. *Fading* der Artikulation

Das erste Mal ist es mir aufgefallen, als in einem aktuellen Aufsatz eines jungen Philosophen I ein von mir (A) in die kulturwissenschaftliche Diskussion eingebrachter Terminus, nämlich der Ausdruck »Artikulation«, ohne jeden Bezug auf meine Arbeiten erschien. Nun kann man sagen, dass der Begriff »Artikulation« nicht so auffällig ist, als dass er präzise einem Autor zugeordnet werden müsste. Allerdings ist er einigermaßen apart und neu. Der Ausdruck ist zunächst außerhalb der Sprachwissenschaft kaum vorgekommen. Ich habe dem Ausdruck an einer ziemlich prominenten Stelle einen allgemeineren geisteswissenschaftlichen Sinn gegeben: in einem Buch bei Suhrkamp mit dem Titel *Artikulationen*. Ich hatte damals ziemlich lange recherchiert: Ein Buch mit dem Titel, schon gar im Plural, gab es nicht. Bei einer Google-Recherche des Ausdrucks »Artikulationen« erscheint auch noch heute (Anfang 2015) mein Titel als erster Buchtitel. Der Ausdruck und die damit bezeichnete Sache ist dann von J in die philosophische Diskussion hineingetragen und auf das Schönste erweitert worden. J zitiert mich mit Sympathie und ausführlich. Aber schon die Schüler oder Mitarbeiter dieses Kollegen vergessen die Quelle A in ihren Arbeiten. In dem von I und K herausgegebenen Buch über Artikulation komme ich zwar noch in einer Fußnote vor, nicht aber an der Stelle, wo man es eigentlich hätte erwarten können, sondern in eine Randposition »verschoben«. Auch J unterlässt es inzwischen, auf A hinzuweisen. Daher finde ich in dem eingangs zitierten Aufsatz des Kollegen I zwar einen Verweis auf J, aber nicht auf A.

»So ist das halt«, sagen nun alle Kollegen, denen ich das erzähle. »Sei doch froh, dass die Artikulation blüht und gedeiht!« Ja, ich bin ja auch

froh! Es ist schön, dass »mein« Terminus so munter Früchte trägt, das ist eigentlich die Hauptsache. Klar! Es geht doch um die Sache. Schon! Aber ich war, als ich mein Buch damals schrieb, auch einigermaßen stolz darauf, den sprachwissenschaftlichen Ausdruck kulturwissenschaftlich zu erweitern, das war schon eine ganz piffige Erfindung. Nun aber bin ich getilgt, in einer *damnatio memoriae* ohne ausdrückliche Auslöschungsabsicht. Das Verwischen der Spuren geht sehr schnell, schon in der zweiten Rezeptionsstufe bist du weg. Und wenn dann ein befreundeter Philosoph L ein Kolloquium veranstaltet, das den Ausdruck prominent im Titel trägt, ohne sich meiner Erfindung oder gar meiner Person zu erinnern, so ist das schon schmerzlich. Jetzt bin ich die beleidigte dreizehnte Fee. Es ist aber kein Dornröschen da, das ich verfluchen könnte. »Warter's nur ab, ihr elenden Schufte!«

6. Nehmen oder Schenken

Das Buch mit dem Titel *Elemente der Semiotik* ist in die fremde Sprache übersetzt worden: *Elementi di semiotica*. So etwas ist ja immer erfreulich. Umso überraschter war ich, als ich ein paar Jahre später genau denselben Titel auf dem Buch eines Freundes M wiederfand. Mein Buch mit diesem Titel war da vermutlich schon längst nicht mehr erhältlich. Aber trotzdem hätte M ja einmal nachfragen können: »Bist du damit einverstanden, wenn ich deinen Titel übernehme?« Ich hätte sicher zugestimmt. Vermutlich hatte er ein schlechtes Gewissen, denn in der Bibliographie des Buches von M sind meine »Elementi« nicht aufgeführt. Ich hätte gar nichts gegen die Wiederholung meines Titels eingewendet, sie ist ja eigentlich ein Akt der Freundschaft. Ich habe das auch einmal gemacht. Ich brauchte unbedingt den Titel *Historische Anthropologie der Sprache*, als Untertitel für die *Artikulationen* übrigens. Aber der Titel existierte schon, im Hauptwerk meines französischen Freundes Henri Meschonnic: *Critique du rythme. Anthropologie historique du langage*. Also habe ich gefragt, ob ich den Titel ausleihen kann. Meschonnic war mit dieser Entlehnung sehr einverstanden, er hat mir den Titel geschenkt. Ich wollte den Freund gerade nicht enteignen, sondern eine Gemeinsamkeit deutlich machen. Es hat unsere Freundschaft vertieft. Das kommentarlose Ersetzen meines Titels durch das Buch von M mit demselben Titel hat mich dagegen verstimmt. Ich habe es M

nie gesagt. Das war sicher richtig, er hätte es mir bestimmt übelgenommen (vgl. Fall 2).

7. Vaterschaft

Warum sind die geschilderten Verschiebungen, Übernahmen, Verdrängungen denn überhaupt so ärgerlich, schmerzhaft, Freundschaften gefährdend? Und warum geniere ich mich, über dieses *fading* des Autors in Paraphrase, Übersetzung, »kleinem« Plagiat, Verschweigen und Ähnlichem zu schreiben? Die *scientific omertà* gebietet in diesen Fällen ganz offensichtlich Stillschweigen. Sie verdeckt wie alle Verdrängung etwas Peinliches, einen Schmerz, den man nicht zugeben möchte. Oder ist es nur eine beschämende Überempfindlichkeit? Damit fühle ich mich allerdings einem berühmten, sehr empfindlichen Autor nahe, der schon vor dreihundert Jahren gegen dieses Verschieben, Spurenverwischen und Verschweigen protestiert hat (was ihm wiederum keine Freunde eingebracht hat). Der italienische Philosoph Giambattista Vico fand sich in einer hundsgemeinen kleinen Rezension von hundert Wörtern in den Leipziger *Acta eruditorum* von 1727 so unverstanden und seine Autorschaft so zerstört, dass er eine dreißig Druckseiten lange Antwort auf diese Vernichtung schrieb und 1729 drucken ließ. Insbesondere hat ihn geärgert, dass der Verfasser der Rezension sich nicht einmal die Mühe gemacht hat, herauszufinden, wer der Autor des kritisierten Werkes war. Der Rezensent vermutete, der Verfasser sei ein neapolitanischer Geistlicher namens Vicus, ein *abbas neapolitanus*. Es ist in der Tat nicht ganz leicht, den Namen des Verfassers in dem Buch zu finden, Vico hatte ihn geradezu versteckt. Aber Vico war vor allem darüber empört, dass er ein katholischer Priester sein sollte, und zwar, weil ein solcher *abbas* kein Vater sein kann. Vico ist nichts so wichtig wie das Vatersein: »uxorem duxi ex quam quinque filios habeo«, »ich habe ein Frau, von der ich fünf Kinder habe«. Autorsein ist ihm das intellektuelle Pendant zum Vatersein. Vicos Autobiographie ist daher die Erzählung seiner philosophischen Vaterschaft. Vicos Bücher sind seine Kinder: »meus genuinus partus«. Die Rezension aus Leipzig vernichtete die Vaterschaft, aber auch das Kind wurde verächtlich missachtet. Vicos Verletztheit zeigt, dass Vaterschaft nicht anzuerkennen, zu enteignen, zu verschieben, zu entstellen auch bei Büchern schwer erträglich ist.

Also: Wer meine Vaterschaft zum Verschwinden bringt, der zerstört die menschliche Gemeinschaft, der kann mein Freund nicht sein. Vico hat den Vaterschaftsleugner einen *erro* genannt, einen im Urwald herumirrenden Unmenschen, eine Kreatur »inter viros et belluas«. Wer so etwas tut, so Vico wütend in seiner Vita, der »esca dal mondo degli uomini e vada a vivere tralle fiere ne' deserti dell'Affrica«, »der mache sich fort aus der Welt der Menschen und lebe mit den wilden Tieren in den Wüsten Afrikas«.

»Recht hast du, Vater Vico! Aber man sagt's halt nicht!«

Reputation – Macht